

Der „Natalitäts-Faktor“

Erfolgsfaktoren von gemeinwesendiakonischen Projekten

Auf der Suche nach einer Sprache für unsere Erfahrungen

Gerhard Wegner

Wo liegen Kraftquellen zum Anstiften von gemeinwesendiakonischen Projekten? Wie können sie freigelegt und zum Sprudeln gebracht werden? Solche Projekte gehen neue Wege in unserer diakonischen und volkikirchlichen Landschaft. Sie bringen etwas Neues zur Welt. Genau das ist das Thema der folgenden Thesen: dass Menschen etwas Neues anfangen, etwas zur Welt bringen. Deswegen der Titel: „Der Natalitäts-Faktor“, der sich an entsprechende Äußerungen von Hannah Arendt anlehnt. Es geht um Felder, Faktoren, Begeisterung u. v. m. Es geht um Freiheit, Kreativität und Gemeinschaft – es geht um nichts Geringeres als um begeisternden christlichen Glauben, der sich in der Fülle Gottes geborgen und hin zu den Menschen am Rande der Gesellschaft getragen fühlt. Gemeinwesendiakonische Projekte kommen dann in gang, wenn dies zum Tragen kommt und wenn die Kraftströme aus diesen „Faktoren“ frei fließen. Das ist der Kerngedanke, der im Folgenden entfaltet werden soll.

Die Studie von Elke Neuhausen und Martin Horstmann über gemeinwesendiakonische Projekte in Deutschland hat eine Reihe von Faktoren identifiziert, die für ihr Gelingen oder eben auch ihr Scheitern von entscheidender Bedeutung sind. Deutlich wird in vielen Fällen, dass es nichtlineare Faktoren sind, die entscheidend zu solchen Projekten beitragen. Nichtlineare Faktoren sind solche, die sich nicht kausal bestimmten Gründen und Ursachen zurechnen lassen, sondern

solche, die in der Vielfalt von Handlungsanreizen, organisatorischen Faktoren und anderem emergieren, sich sozusagen „ergeben“, ein Projekt initiieren helfen und gegebenenfalls auch durchtragen. Rolf Adler, KDA-Pastor in Osnabrück, hat die Bedeutung solcher Faktoren für die gesamte kirchliche Arbeit in einem herausragenden Papier ausgearbeitet, auf das ich mich im Folgenden beziehe und aus dem ich eine Reihe von Ideen mit seiner Erlaubnis übernehme.¹

Entscheidend ist in dieser Hinsicht schon einmal von vornherein – und das sei gleich mit Rolf Adler gesagt – die Peregrinatio und nicht die Gubernatio. Entscheidend ist für den Start solcher Projekte weniger eine bestimmte Art der Steuerung, der Kontrolle und der Organisationsimperative, sondern wichtiger sind Menschen, die sich auf einen Weg in die Zukunft machen, auf einen Weg der Pilgerschaft in einem übertragenden Sinne. Entscheidend ist Faszination, Imagination, entscheidend ist Zufluss an Geist, an Vielfalt, Verschwendung, Liebe. Organisatorisches Handeln kann von solchen Faktoren erheblich profitieren, aber es ist nicht in Lage, die Quellen hierfür selbst zu erzeugen. Insofern darf man organisiertes Handeln in dieser Hinsicht nicht überschätzen. Also: entscheidend ist alles das, was gemeinhin als Softfaktor dargestellt wird, all das, was sich eigentlich nicht oder nur notgedrungen organisieren lässt. Und wer sollte mit solchen Prozessen mehr Erfahrung haben als die Kirche, die ja seit zweitausend Jahren nichts anderes tut, als das zu organisieren versucht, was sich eben nicht organisieren lässt? Immer wieder ist daran gearbeitet worden, den Geist, den Geist Gottes in irgendwelche Käfige einzufangen, aber schnell hat man gemerkt, dass dann der eingefangene Vogel bald stirbt.

Organisationen sind dazu da, funktionale Erwartungen zu erfüllen und die Menschen, die in ihnen arbeiten, müssen den entsprechenden Imperativen genügen. Auf eine wunderbare Weise hat Niklas Luhmann diesen Mechanismus mit dem Satz beschrieben: „In Organisationen darf man sich nicht durch sich selbst stören lassen.“ Genau dies ist aber in gemeinwesendiakonischen Projekten, in lebendigen Projekten überhaupt, anders. Sie leben davon, dass sich Menschen als authentische und moralische Personen einbringen - sich selbst zum Tragen kommen lassen, dass es in ihnen selbst widerhallt. Entsprechend kommt es dann auch zu Störungen durch einzelne Personen in solchen Projekten, aber das gehört zu ihrer Lebendigkeit dazu.

¹ Vergl. Rolf Adler: Zukunft der Kirche – Ende der Gemeinde? Überlegungen zur kirchlichen Strategie- und Zukunftsdebatte. Vortrag auf dem Pfarrerinnen- und Pfarrertag 2009 des Braunschweigischen Pfarrerinnen und Pfarrervereins, Wolfenbüttel 9. November 2009. Leider bisher un veröffentlicht.

In solchen Projekten sind mithin die Protagonisten eben sie selbst und erleben sich auch so, d. h., sie gehen mit einer gewissen Begeisterung an die Projekte heran oder erleben Begeisterung in den Projekten - was Leidenserfahrungen natürlich nicht ausschließt: Leidenschaft Leiden schafft.

Hinzu kommt ein Weiteres: Es geht in diesen Projekten stets um ein Risikoszenario. Faktisch ist es meist so. Obwohl es natürlich schön wäre, wenn sich gute Projekte auch ohne große Risiken anschieben ließen, aber dies wird kaum jemals der Fall sein. Wo wirklich etwas Neues in die Welt kommt, da gehen Menschen ein Risiko ein. Ich denke da an meine eigenen Erfahrungen mit dem Bau eines Kindergartens in einem gehobenen Wohnungsgebiet und ebenso eines Treffs für Kinder von Arbeitslosen an der Grenze eines gehobenen Wohngebiets zu einem Schlichtwohnungsgebiet. In beiden Fällen revoltierten die Anwohner, zum Teil gestandene Sozialdemokraten, gegen die entsprechenden Sozialprojekte, weil das den Wert ihrer Grundstücke senkte und sie den Krach und Lärm der Kinder und Jugendlichen nicht haben wollten. In beiden Fällen haben aber der Kirchenvorstand und die Pastoren geschlossen zu ihren Projekten gestanden und ebenso auch die städtischen Begleiter in den Jugend- und Sozialämtern, so dass die Anwohner letztendlich keine Chance mit ihrem Protest hatten. Unsere Schlussfolgerung war: Solche Projekte zugunsten Schwacher sind nur in der Haltung einer klaren Parteilichkeit möglich. Zum Glück bietet unser Rechtsstaat in dieser Hinsicht aber auch viele Möglichkeiten, auch gegen Widerstand sein Recht zu bekommen.

Das Risiko, das Menschen in solchen Projekten eingehen, liegt auf verschiedenen Ebenen:

- Diese Projekte vollziehen sich in einem immer stärker werdenden Risikosetting in unserer Gesellschaft. Die Stichworte hierfür sind bekannt. Das geht von erkennbaren Rückbautendenzen des Sozialstaates bis hin zu wachsender Armut, Prekarität u. v. m.
- Die Projekte arbeiten in unsicheren Umwelten. Finanziell oft ohnehin, aber oft auch politisch-zivilgesellschaftlich. Anerkennung kommt nicht sofort und in der Durchsetzungszeit solcher Projekte kann es bisweilen recht prekär zugehen. Man braucht Durchhaltewillen.
- Risikoreich sind solche Projekte auch für die Protagonisten selbst. Die Begegnung mit anderen, den Armen, den Stigmatisierten, kann in einem positiven Sinne „anstecken“. Mit ihnen zu feiern, sich in ihre Nähe zu begeben, den Armen

in gewisser Hinsicht ein Armer zu werden, das geht nicht ohne Folgen ab. Diese Folgen können in einer größeren Verletzbarkeit bestehen, sie können auch Folgen für eigene Sozialbeziehungen und das eigene Ansehen haben. Jedenfalls geht man selbst aus solchen Projekten nicht unverändert heraus.

- Risiken gibt es auch in beruflicher Hinsicht. Die berufliche Identität und Professionalität kommt in eine Bewährungsphase. Und auch der berufliche Hintergrund in Kirchengemeinden oder im Diakonischen Werk wird bisweilen auf die Probe gestellt.

Alles in allem: Es sind dies Risiken der Peregrinatio, des Weges durch die Wüste des Exodus. Diakonische Projekte sind kein Weg zu den Fleischtöpfen Ägyptens und selten ein Weg zur Karriere. Es sollte anders sein, aber es ist realistisch nicht zu erwarten, dass es wirklich anders werden könnte. Denn solche Projekte begeben sich in eine Welt unterhalb der „Respektabilitätsgrenze“, die in unserer Gesellschaft existiert. Das wird zwar bisweilen in den Medien anerkannt, im realen Leben jedoch selten mit hohen Gehältern und guten Positionen belohnt.

Warum gehen Menschen, einzelne Gruppen, mehrere zusammen solch einen Weg? Weil sie von der Sache begeistert sind, von der Sache selbst aber auch von dem Geist, der diese Sache trägt, vielleicht ja von dem Geist Jesu Christi. Welche Faktoren führen zu solcher Begeisterung? Ich möchte versuchen drei Faktoren zu identifizieren:

- Den Faktor Person.
- Den Faktor Resonanz. Man kann dazu auch Geist sagen.
- Den Faktor Feld – das Wort ist noch unschön. Man kann dazu auch Gemeinschaft, vielleicht ja sogar Gemeinde (Matthias Paul) sagen.

Man könnte darüber spekulieren, ob mit diesen drei Faktoren nicht so etwas wie eine Trinitätslehre, ein Trinitätsmythos von entsprechenden Projekten beschrieben ist. Der Faktor Person bezieht sich theologisch-religiös gesehen auf die Nachfolge Jesu Christi, der Faktor Resonanz auf die Erfahrung von etwas, das man nicht aus den Bedingungen ableiten kann, auf die Erfahrung des Geistes Gottes, und der Faktor Feld lässt sich sehr schön als einen Bezug auf die Schöpfung Gottes beziehen, und zwar in der Weise, dass diese Schöpfung wieder zu ihrer ursprünglichen Bestimmung finden könnte. Insgesamt kann die Kombination dieser drei Faktoren so

etwas wie einen „Mythos“ von Gemeinwesenarbeit bezeichnen. Wir brauchen solchen Mythos – Wir brauchen Arbeit am Mythos.

Der Faktor Person

Der „Faktor“ Person wirkt in gemeinwesendiakonischen Projekten überdurchschnittlich. Dies wird in der Projektanalyse des SI, aber auch in jeder Primärerfahrung von entsprechenden Vorhaben überdeutlich. Mir selbst steht eine Reihe von Charismatikern der Gemeinwesenarbeit bzw. der Gemeinwesenorientierung vor Augen. Ohne solche „Charismatiker der Inklusion“ läuft nichts. Das sind ganz bestimmte „Typen“. Nicht immer agieren sie konsensfähig, bisweilen sind sie Süchtige nach Anerkennung, nach Kraft. Sie haben den Mut, sich unbeliebt zu machen, sie setzen sich aus. Sie haben oft sehr verletzbare Seiten, erscheinen nach außen vielleicht als hoffärtig oder sogar auch eitel. Sie sind Enthusiasten, die ohne eine gehörige Risikoabsicherung losmarschieren und die dennoch wissen, wo es entlanggeht. Oder, um es mit Rolf Adler zu beschreiben, die sich „bereitwillig einer unbekanntem Zukunft in die Arme werfen“. Es sind Menschen, die jeden Widerstand als Aufwind nutzen, resiliente Menschen, obwohl sie bisweilen auch richtiggehend krank sein können. Sie sind Gefährdete - sind Berufene, die wie alle Berufenen zugleich Behinderte sind. Damit gehen sie auch anderen auf die Nerven, aber genauso erzeugen sie den notwendigen Druck, um etwas Neues in die Welt zu setzen. Sie betteln nicht um Ressourcen, sondern sie fordern sie und sie bekommen sie bisweilen auch. Solche Charismatiker des Gemeinwesens sind leicht auch Stigmatisierte. Sie nehmen die Stigmata der Gruppe an, mit der sie tun haben.

Von dieser Beschreibung her haben solche Projekte bei aller Organisiertheit, die sie natürlich auch annehmen und die sie vor allen Dingen in späteren Phasen annehmen müssen, um zu überleben, stets auch etwas Anarchisches. Diese Menschen sind durchaus im Sinne von Schumpeters Unternehmerdefinition auch kreative Zerstörer. Sie schaffen etwas Neues, aber polarisieren bei dieser Erschaffung auch, und zerstören mittels ihrer Parteilichkeit auch bestehende, harmonische Zusammenhänge. Gerade das kann aber den Armen zugute kommen. Direkt dadurch, dass etwas in ihrem Interesse aufgebaut werden kann. Indirekt, indem deren eingefahrenen Routinen, die sie in der Armut festhalten, durchbrochen werden. Es greift so etwas wie „tough love“: zupackende Zuwendung, die dem Elend nicht zusehen, sondern es abschaffen will.

Der Faktor Resonanz

Was diese Leute suchen oder vielleicht besser gesagt, was sie finden, ist Resonanz, Widerhall, Anerkennung, Aktivierung, Bewunderung, Kraftzuwachs, auch Ablehnung. An all dem wachsen sie und daran wächst auch ein Projekt. Es kommt viel zurück aus dem Einsatz, von den anderen, nicht immer nur aus der Kirche und der Gesellschaft. Die Resonanzen sind sozusagen die Hintergrundmusik der Inklusionen, die solche Projekte vollziehen. Man muss sie allerdings als Musik und nicht als Geräusch deuten können. Das können auch nicht alle: „Ey, Mann des Himmels, wirst du nass am Arsch?“, gegenüber dem Pastor, der am Rande des Bierstandes beim gemeindefest im Regen steht. Oder: „So, Pastor, jetzt kannst du dich wieder hinlegen!“, am Ende eines Anrufes im Pfarrhaus. Aber auch: „Was du hier erzählst, ist der größte Schwachsinn, den ich je gehört habe!“, als heftige Reaktion, als 1. Kor. 13 das Hohe Lied über die Liebe in einer Arbeitslosengruppe vorgelesen wurde. All dies sind Resonanzen, die nur dann klingen, wenn sich jemand in die entsprechenden Kontakte und damit in die eigene Verwundbarkeit begibt. Es macht deutlich, dass das, was jemand in dieser Situation sagt, oder wie er oder sie auftritt, wie er oder sie handelt, einen Unterschied ausmacht, der andere Unterschiede auslöst. Und eben so Bedeutung bewirkt: etwas erzeugt.

Das alles ist Musik und nicht Geräusch und es ist es dann besonders, wenn es sozusagen als „generative Musik“ entschlüsselt wird, d. h. als Töne, aus denen sich andere Töne, eine neue Melodie entwickeln kann. Man erinnert sich an einen der großen alten Pädagogen der Gemeinwesenarbeit, an Paulo Freire, der die wunderbare „Pädagogik der Unterdrückten“ nicht nur geschrieben, sondern gelebt hat. Paulo Freire sucht immer nach generativen Themen, also nach Themen, die etwas erzeugen, nach wirklicher Information, und er sucht nach diesen Themen in der Erfahrungswelt derjenigen, die bisher nicht lesen und schreiben können. Nur so gewinnen sie selbst ein Interesse am Lesen und Schreiben als Ausdrucksmittel ihrer eigenen Erfahrungen. Generativen Themen bringen Menschen zum Sprechen, wo sonst das Verstummen einsetzt. Menschen lernen ihre eigene Sprache zu sprechen, den Dämon ihres eigenen Lebens beim Namen zu nennen und ihn so bannen zu können. Wo solche „Generation“ beginnt, da beginnt Freiheit, da ist Natalität.

Und schließlich: Die genannten Beispiele zeigen es: Zum großen Teil geht es bei der Generativität des Sprechens um genau das, was man „Sprücheklopferi“ nennen kann. Nichts ist beliebter im „Volk“, insbesondere bei den Armen als gekonnte, spontane Sprücheklopferi, in der sich Menschen in einer Gruppe und einer Gemeinschaft gegenseitig bestätigen und wiedererkennen können. Wer jemals mit Menschen aus diesen Kreisen gefeiert hat, der weiß auf der einen Seite, wie gefährdet solche Feste sind. Aber auf der anderen Seite auch, was für ein Hochgefühl dann entsteht, wenn sozusagen die Körpersäfte frei fließen können und ein Spruch den nächsten jagt. Auch Jesus war ja bekanntlich ein Sprücheklopfer und zwar einer, der, wie dies die FAZ kürzlich bemerkte, mit gesunder religiöser Arroganz gegen die Verfasstheit der Welt angedredet hat. Genau das erzeugt Resonanz, die die Welt verändern kann.

Der Faktor Feld

Schließlich: das Ziel, das Medium, das Werkzeug wie der Gegenstand ist nicht die Organisation oder irgendetwas sonst, sondern eben das Feld. Das Feld, das Gemeinwesen ist all dies irgendwie zugleich.

Es gibt eine Art Grundvertrauen, dass sich dieses Feld für ein gutes Leben eignet, d. h., dass das Feld, das Gemeinwesen etwas Neues erzeugen kann, ein gutes Leben für viele Menschen und in dieser Hinsicht produktiv ist. Die Straßen, die Häuser, die Menschen, alles, was dazugehört – und sähe dies alles beim ersten Blick auch noch so grau und elendiglich aus. Der Begriff Gemeinwesen ist hierfür eigentlich gar kein so schöner Begriff: Das „allgemeine Wesen“ im Gegensatz zum Einzelwesen oder sonst zu den Familien, was soll das eigentlich genau sein? Es ist ein unsympathischer Begriff. Aber welchen Begriff soll man sonst finden? Sozialräume, das geht auch irgendwie nicht, denn die Sozialräume in den Unternehmen, die kennen wir alle. Die Amerikaner reden von Community Development. Da geht es um Gemeinschaften, die es zu entwickeln gilt. Vielleicht ist das ein sehr viel schönerer Begriff, denn das ist es ja tatsächlich, worum es auch in den Gemeinwesenarbeitsprojekten geht, um die Stiftung von Gemeinschaft und um die Heilung von Gemeinschaft, wo sie denn zerstört ist. Um die Gründung einer Gemeinde.

Auf jeden Fall: dieses Feld wird als Resonanzraum verstanden, der in der Lage ist, sich selbst zu organisieren und möglichst Viele zu inkludieren. Das ist eine irgendwie ganzheitliche systemische Sicht auf die Lebensbedingungen, in denen Menschen leben, auf ihre Lebensräume, auch wenn das ein bisschen abstrakt klingt. Die Wirklichkeit wird oft organischer wahrgenommen, eben im Begriff der Gemeinschaft. Darin kommt dieser Blick vielleicht am ehesten zum Tragen. Gemeinschaft hat etwas mit dem selbstzweckhaften Handeln der Menschen zu tun. Sie ist auf die Prägung ihrer Gesinnungen bezogen und nicht nur auf die Erfüllung bestimmter Erwartungen von außerhalb. Mit ihr verbinden sich Ideale von gegenseitiger Hilfe. Vielleicht könnte man von kommunikativen Gemeinschaften als Orte kommunikativer Freiheit sprechen, in denen so etwas wie gegenseitige Angewiesenheit erlebt wird.

Ich denke, dass erfolgreiche Projekte genau in dieser Hinsicht erlebt werden. Solches Erleben steht durchaus im Gegensatz zu einem Blick auf solche Vorhaben, die es primär unter dem Organisationsaspekt und einer Sicht des „Return on Social Investment“ betrachten. Vielleicht muss sich beides ja nicht unbedingt widersprechen, aber der Ausgangspunkt ist jedenfalls sehr unterschiedlich. Und es sind wohl die jeweiligen Akteure und Protagonisten sehr verschieden.

Soweit die drei „Faktoren“. Ist dies nun zu idealistisch oder auch zu anarchistisch argumentiert? Vielleicht ist es das tatsächlich. Aber wir brauchen genau solche Visionen der Verwandlung von Stadtteilen und Dörfern in Gärten des Lebendigen, in denen Menschen nicht nur überleben, sondern gut leben können. Und das werden sie nur dann, wenn sie selbst diese Gärten auch gestalten können. Die Menschen sind die wichtigsten Ressourcen in solchen Projekten.

Dies sind aus meiner Sicht die drei entscheidenden Erfolgsfaktoren für gemeinwesendiakonische Projekte: Person, Resonanz und Feld. Diese Faktoren tragen wesentlich dazu bei, dass solche Projekte wirklich beginnen und vielleicht auch gelingen können. Sie stehen nicht von vornherein, um dies deutlich zu sagen, im Gegensatz zu Organisationsimperativen, aber sie sind etwas anders und liegen auf einer anderen Ebene. Sie kommen von einem anderen Zugang her. Gut ist es, wenn Organisation diese Faktoren unterstützen können. D.h., wenn sich entsprechende Personen organisatorischer Hilfen bedienen könnten. Sie selbst erzeugen, werden sie aber selbst bei noch so guten Anreizstrukturen kaum. Und natürlich braucht es auch noch andere Faktoren in solchen Projekten, wie

Kompetenzen, Ressourcen, vor allem Geld, Räume und anderes. Darüber will ich hier aber jetzt nichts weiter ausführen.

Dies alles bedeutet, dass es die Kommunikation ist, die es bringt; sie bringt das Neue, sie bringt Natalität und das ist weit mehr als eine Innovation. Es sind in dieser Hinsicht auch nicht die „Fakten“. Sie gibt es natürlich - aber Fakten reden ja nicht. Es gab immer wieder viele Gemeindeganalysen in der Vergangenheit, in denen Umfragen über Bedürfnisse der Gemeindeglieder oder gar eine Sozialstrukturanalyse von Gemeinden gemacht wurden. Man entdeckte dann plötzlich, wie viele Sozialhilfeempfänger man von der Statistik her in seinem Gemeindebezirk wohnen hatte. All diese Faktenerhebungen tragen aber überhaupt nichts aus, wenn sie nicht durch Personen „zum Sprechen gebracht“ werden und zwar so, dass sie Resonanz erzeugen. Fakten reden eben nicht von alleine. Es kommt darauf an, was Personen in das Feld hineinrufen und was dann wieder aus ihnen herausschallt. Das Bild des Echos ist gar nicht so falsch.

Social Entrepreneur

Man kann nun diese spezifische Kombination von Faktoren sozusagen sozialwissenschaftlich oder betriebswirtschaftlich „einfangen“ – auf den Begriff bringen, zähmen, einsortieren. Das muss wohl auch sein, damit man solche Projekte über die Anfangs- und Startphase hinaus irgendwann einmal auf Dauer stellen kann. Worauf man dann am ehesten kommt – und da staunt man vielleicht etwas – ist das Konzept des sozialen Unternehmertums des „Social Entrepreneurs“. Ich zitiere einige Definitionen des sozialen Unternehmers.

Echoing Green: „Soziales Unternehmertum beschreibt die Arbeit sozialer Unternehmer. Wir sind der Auffassung, dass soziale Unternehmer außergewöhnliche Menschen sind, die sich eine innovative und ungetestete Idee für positiven sozialen Wandel ausdenken, die Verantwortung dafür wahrnehmen, und aus dem Traum von dieser Idee Realität machen. Was sozialen Unternehmern ermöglicht, nachhaltige Wirkung auf die schwierigsten Probleme zu haben, ist eine spezielle Kombination aus Kreativität und unerschütterbarer Ausführung.“

Bill Drayton: „Soziale Unternehmer sehen eine Zukunft an Orten, wo andere diese nicht sehen können. Sie sehen die globalen Endresultate schon, bevor sie begonnen

haben. Soziales Unternehmertum will Probleme in Chancen verwandeln. Es geht darum, nicht nur gute Ideen zu haben, sondern auch zu wissen, wie man sie umsetzt.“

Frances Westley: „Soziale Innovation ist ein komplexes Geschäft – diese Probleme sind nicht einfach Probleme. Sie sind keine Probleme, die Sie auf deterministische, rationale und unkomplizierte Art und Weise lösen können. Wenn Sie also in diese Welt eintreten ... gibt es bestimmte Arten von Regeln und treibende Kräfte in ihr. Aber es geht mehr darum, diese zu erspüren und sich nach ihnen auszurichten, als darum, etwas geschehen zu machen oder das System auf sehr bewusste Art und Weise zu bewegen. ...“

Ist es das? Es gibt viele Gemeinsamkeiten zwischen den Initiatoren solcher Projekte und dieser Charakterisierung des Social Entrepreneurs. In der angelsächsischen Tradition würde man deswegen vermutlich tatsächlich unsere ganze Diskussion in dieser Hinsicht verorten können.

Aber irgendwie trifft diese Diskussionslage auf die deutsche Situation nicht zu. Die Personen, mit denen wir es in Deutschland zu tun haben, werden sich selbst so nicht begreifen wollen. Sie sind faktisch unternehmerisch handelnde Typen – ja, ein Unternehmer ist einer, der etwas Neues in die Welt setzt und sich damit am Markt bewährt. Wir haben hier in Deutschland aber ein Problem mit einem positiven Unternehmerbegriff. Unternehmern wird häufig – und gerade auch bei uns in der Kirche – unterstellt, dass sie eben gerade nicht im Interesse der Menschen, sondern nur im Eigeninteresse arbeiten. Daran hat auch die Unternehmerdenkschrift der EKD leider bisher nichts geholfen. Insofern passt der Begriff des Social Entrepreneurs in Deutschland für so etwas leider nicht. Er passt wohl eher auf bestimmte diakonisch unternehmerisch tätige Persönlichkeiten, die sich dann sozusagen als „diakonische Sozialkapitalisten“ aufmachen und auf diese Weise in den Stadtteilen viel Gutes erzeugen können.

Chancen, die „Faktoren“ herauszurufen

Aber welcher Begriff passt denn dann für die Personen und die Kräfte, die solche Projekte in Gang setzen? Herkömmlich würden wir von Dienst oder Engagement reden, vielleicht von „Sozialen Dienstleistern“ oder von Geburtshelfern, wenn man

den Natalitätsbegriff ernst nimmt. Aber alles das befriedigt nicht sonderlich. Dennoch ist die Suche nach einer Sprache für die Erfahrungen, die hier gemacht werden, nach einer Benennung - die Suche nach etwas, womit man diese Faktoren anrufen und damit auch aktivieren könnte, von ganz entscheidender Bedeutung. Wie nennen wir die so wichtigen Akteure? Wie rufen wir die Kräfte an, die wir brauchen, um Schritte über die Grenzen zu wagen und entsprechende Projekte anzustiften? Wenn man solche Projekte fördern will, dann wäre dies der allererste Angriffspunkt der Förderung: die Kräfte beim Namen zu nennen und sie anzurufen. Wie kann sozusagen die Vocatio an dieser Stelle stark gemacht werden? Ich habe hierauf bisher noch keine wirklich überzeugende Antwort. Sie kann auch nicht am grünen Tisch entwickelt werden.

Man kann an dieser Stelle auch noch etwas skeptischer fragen, ob die Strukturen, in denen wir Kirche und Diakonie heute vorfinden, auch die gesellschaftlichen Strukturen, ein Anrufen von Person, Resonanz und Feld überhaupt ermöglichen oder nicht vielmehr behindern. Wir reden eher von Amt, Organisation, von finanziellen und sonstigen Ressourcen, von Stellenplänen und ähnlichem, wir reden von Macht in der einen oder anderen Weise, vielleicht von Hierarchie. All dies hat in der Erfahrungswelt vieler mit solchen Projekten eigentlich recht wenig zu tun, und wenn man insbesondere Pastoren befragt, dann erleben sie die kirchliche Organisation in dieser Hinsicht auch leider eher als behindernd. Diese Situation sollte sich ändern, aber es ist auch hier zu erwarten, dass sie das in absehbarer Zeit tun würde.

Aber: Fragt man eben Pastoren, dann sind Pastoren für solche Projekte gar nicht so ungeeignet, denn sie bringen sich selbst in dezidierter Weise als authentisch moralische Personen ein, die im Nahraum von Gemeinschaften ihre Erfolge erleben und eine gewisse Distanz gegenüber professionellen Organisationsanforderungen aufweisen. Sie wollen als Individuen im Umkreis ihrer Gemeinden anerkannt werden und mit den Menschen etwas unternehmen. Und fragt man weiter, wie denn die Kirchengemeinden eigentlich aussehen, so sind auch Kirchengemeinden nur zum Teil als Organisationen zu verstehen, in denen funktionale Erwartungen erfüllt werden. Viel eher lassen sie sich als Gemeinschaften, ja vielleicht sogar von Familienwerten her begreifen, die darauf aus sind, in einem gewissen Umfang alle mitzunehmen und einzubeziehen. Sie weisen dabei – das wissen wir aus den Milieuanalysen – viel zu starke Grenzen auf. Aber im Prinzip kann man sich schon vorstellen, dass sie vielfältige Inklusionen ermöglichen könnten.

Und schließlich noch weitergehend eine Studie des SI über die Folgen kirchlicher Sozialisation in evangelischen Schulen oder in der evangelischen Jugendarbeit für die berufliche Tätigkeit von Protestanten. Sie kann deutlich belegen, dass auch hier Menschen vorhanden sind, die ihre berufliche Existenz nicht einfach nur funktional organisationsbezogen erleben, sondern vor allem vom Faktor Sinn her bestreiten wollen. Sie machen nicht jede Arbeit und passen sich nicht jeder Organisation an, weil sie in ihrem Leben einen Drang verspüren, ihrem Gewissen zu folgen. Auch solche urprotestantischen individualisierten Gewissensimpulse sind für entsprechende Projekte gut brauchbar und stellen eine Ressource dar.

In all diesen Fällen gibt es ein Insistieren darauf, dass Menschen als moralisch authentische Persönlichkeiten zum Tragen kommen und nicht nur als Funktionsträger. Das ist das protestantische Profil. Und das korreliert nicht gerade wenig mit den Anforderungen, die für gemeinwesendiakonische Projekte zu machen wären.

Auf der anderen Seite: Wer Gemeinwesendiakonie als Organisation, d. h. als formales Verfahren, in Gang setzen will und wem dies auch gelingt oder wer gar eine Umformung der gesamten Kirche in genau diese Richtung will, der bleibt bei solcher Projektgestaltung aus Person, Resonanz und Feld logischerweise auf Abstand. Aber das ist eigentlich nichts Neues. Besser wäre es, man würde an dieser Stelle aufeinander zugehen.

Solche Projekte können nur gelingen, wenn der Faktor der Natalität zum Tragen kommen kann, also wenn es zur Befruchtung und zur Geburt kommt. Das aber ist etwas Hochemotionales, das auch mit Schmerz und Leid zu tun hat. Aber das dennoch höchst beglückend ist:

Schließlich, um noch einmal Gedanken von Rolf Adler aufzugreifen: Es geht um so etwas wie Reverse Engineering. Aus der Institution Kirche muss wieder, so Adler, eine Idee werden. Nicht, wie viel Kirche, sondern welche Kirche ist die Frage. Eine, die auf „zufließenden Geist und damit auf Fülle setzt“, darauf kommt es an. Reverse Engineering: die Wiederherstellung des alten Auftrages, die Fülle Gottes zu kommunizieren und sich von dieser Fülle zu den Menschen hintragen zu lassen. Genau das ist es.